

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Die Stadt
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

häßliches Gesicht streift die glatte weiße Wange der andern.

„Still, still,“ redet und tröstet sie, halb zu sich selbst sprechend. „Das ist die wilde Zeit. Wir werden schon sehen, was werden soll. Vielleicht hast du Verwandte, dann bringe ich dich hin. Vielleicht willst du auch bei mir bleiben — man kann es nicht wissen — jetzt für ein Mal — so lange ich bei dir bin, geschieht dir doch nichts.“

Die tröstlichen Worte fallen abgehaßt von den unzarten Lippen. Es tönt ein wenig wie das eintönige Ticken der Uhr.

Die Olivie trocknet die Tränen und trocknet wieder neue, die kommen. Die Zeit geht. Und die Stille nur dauert.

Plötzlich kommt dem Mädchen ein neuer Gedanke. Wie haben sie die Frau da geschmäht! Sie sieht die Hoxin an. „Verzeiht mir,“ bittet sie scheu, „daß ich so häßlich gegen Euch gewesen bin!“

Es ist jetzt eine leise Vornehmheit in ihrem Wesen, die nicht duldet, daß sie Wohlthat empfängt, wo sie schuldig ist.

Die Alte schweigt, sie fährt nur mit der zerarbeiteten Hand über die weichere des Kindes. Das sagt soviel wie: Laß gut sein!

Und abermals schweigen beide.

Und abermals ist es dann die Olivie, die fragt: „Glaubt Ihr wirklich, daß sie nicht mehr kommen?“

„Nein!“ sagt die Hoxin.

Das Kind wirft die Arme auf den Tisch. Angst und Leid überwältigen es.

Katharina Hoxe tätschelt ihr den Rücken. Sie rückt ihr den Stuhl, daß sie sitzen und sich sattweinen kann. Sie humpelt hin, humpelt her.

Jetzt spricht sie weiter. „Einmal muß wieder Friede werden! Dann müssen die wieder miteinander leben, die übrig bleiben. Was hilft der Haß? Hilft die Feindschaft? Sind wir nicht alle — alle Menschen?“

Das sagt sie kaum zu der Olivie Adam. Das redet sie sich selber zu. Sie legt sich wohl eine Zukunft zurecht, denkt vielleicht die Olivie hinein.

Es tickt die Uhr. Es gehen die Nachstunden.

Einmal sieht dann das Mädchen auf. Es ist etwas in der Stube, was es wärmt, tröstet — erstaunt.

Da steht die Hoxin vor ihr und hält ein Bild in den Händen, das sie drüben von der Kommode genommen. „Schau,“ erzählt sie, „das ist der Kaspar, als er ein Junge gewesen ist, alt wie du jetzt!“

Sie streichelt das Bild, das einen Knaben zeigt. Sie legt dieselbe Hand wieder auf die der Olivie. Und dann fühlt sie, daß sie noch allerlei sagen sollte, und ist zu ungeschickt dazu und wiederholt nur: „Einmal — weißt du — muß wieder Friede werden!“

Die Stadt.

Skizze von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Es geht vorwärts!“ rief der Ingenieur, als auf der gestern neu gelegten Schienenstrecke schon der zweite Eisenbahnzug voll Menschen, Kohlen, Werkzeugen und Lebensmitteln ankam. Die Prärie glühte leise im gelben Sonnenlicht, blaudunstig stand am Horizont das hohe Waldgebirge. Wilde Hunde und erstaunte Präriebüffel sahen zu, wie in der Einöde Arbeit und Getümmel anhob, wie im grünen Lande Flecken von Kohlen und von Asche und von Papier und von Blech entstanden. Der erste Hobel schrillte durch das erschrockene Land, der erste Flintenschuß donnerte auf und verrollte am Gebirge hin, der erste Amboss klirrte helltonig

unter raschen Hammerschlägen in die Stille. Ein Haus aus Blech entstand, und am nächsten Tage eines aus Holz, und andere, und täglich neue, und bald auch steinerne. Die wilden Hunde und Büffel blieben fern, die Gegend wurde zahm und fruchtbar, es wehten schon im ersten Frühjahr große Ebenen voll grüner Feldfrucht, Höfe und Ställe und Schuppen ragten daraus auf, Straßen schnitten durch die Wildnis.

Der Bahnhof wurde fertig und eingeweiht, und das Regierungsgebäude, und die Bank, mehrere kaum um Monate jüngere Schwesternstädte erwuchsen in der Nähe. Es kamen Arbeiter aus aller Welt,

Bauern und Städter, es kamen Kaufleute und Advołaten, Prediger und Lehrer, es wurde eine Schule gegründet, drei Seiten, zwei Zeitungen. Im Westen wurden Erdölquellen gefunden, es kam Wohlstand in die junge Stadt. Noch ein Jahr, da gab es schon Dirnen, Taschendiebe, Zuhälter, Einbrecher, ein Warenhaus, einen Alkoholgegnerbund, einen Pariser Schneide, eine bayrische Bierhalle. Die Konkurrenz der Schwesterstädte beschleunigte das Tempo. Nichts fehlte mehr, von der Wahlrede bis zum Streif, vom Variétheater bis zum Spiritistenverein. Man konnte französischen Wein, norwegische Heringe, italienische Würste, englische Kleiderstoffe, russischen Kaviar in der Stadt haben. Es kamen schon Sänger, Tänzer und Musiker zweiten Ranges auf ihren Gałtreisen in den Ort.

Und wieder nach Jahren kam auch die Kultur. Die Stadt, die anfänglich nur eine Gründung gewesen war, begann eine Heimat zu werden. Es gab eine Art sich zu grüßen, eine Art sich im Begegnen zu zünden, die sich von den Arten in anderen Städten leicht und fein unterschied. Männer, die an der Gründung der Stadt teil gehabt hatten und noch am Leben und in guten Umständen waren, genossen Achtung und Beliebtheit. Ein junges Geschlecht wuchs auf, das die Entstehung nicht mehr erlebt hatte und dem seine Stadt schon als eine alte, beinah von Ewigkeit her vorhandene Heimat erschien. Die Zeit, da hier der erste Hammerschlag erschollen, der erste Mord geschehen, der erste Gottesdienst gehalten, die erste Zeitung gedruckt worden war, lag fern in der Vergangenheit, war schon Geschichte.

Die Stadt hatte sich zur Beherrcherin der Nachbarstädte und zur Hauptstadt eines großen Bezirkes erhoben. An breiten heiteren Straßen, wo einst neben Aschenhaufen und Pfützen die ersten Hütten aus Brettern und Wellblech gestanden hatten, erhoben sich ernst und ehrwürdig Amtshäuser und Banken, Theater und Kirchen, Studenten gingen schlendernd zur Universität und Bibliothek, Krankenwagen fuhren leise zu den Kliniken, der Wagen eines Regierungsrates und das Automobil eines Abgeordneten wurde bemerkt und begrüßt, in zwanzig gewaltigen Schul-

häusern aus Stein und Eisen wurde jedes Jahr der Gründungstag der ruhmreichen Stadt mit Gesang und Vorträgen gefeiert. Die ehemalige Prärie war von Feldern, Fabriken, Dörfern bedeckt und von zwanzig Eisenbahnlinien durchschnitten, das Gebirge war nahe gerückt und durch eine Bergbahn bis ins Herz der Schluchten erschlossen. Dort hatten die Reichen, oder fern am Meer, ihre Sommerhäuser.

Ein Erdbeben warf, hundert Jahre nach ihrer Gründung, die Stadt bis auf wenige Häuser zu Boden. Sie erhob sich von neuem, und alles Hölzerne ward nun Stein, alles Kleine groß, alles Enge weit. Der Bahnhof war der größte des Landes, die Börse die größte des ganzen Erdteiles, Architekten und Künstler schmückten die verjüngte Stadt mit herrlichen öffentlichen Bauten, Anlagen, Brunnen, Denkmälern. Im Laufe dieses neuen Jahrhunderts erwarb sich die Stadt den Ruf, die schönste und reichste ihres Landes und eine Sehenswürdigkeit zu sein. Politiker und Architekten, Techniker und Bürgermeister fremder Städte und Länder kamen gereist, um die Bauten, Wasserleitungen, die Verwaltung und andern Einrichtungen der berühmten Stadt zu studieren. Um jene Zeit begann der Bau des neuen Rathauses, eines der größten und herrlichsten Gebäude der Welt, und da diese Zeit beginnenden Reichtums und städtischen Stolzes glücklich mit einem starken Aufschwung des allgemeinen Geschmacks, der Baukunst und Bildhauerei vor allem, zusammentraß, ward die rasch wachsende Stadt ein leckes und wohlgefälliges Wunderwerk. Den innern Bezirk, dessen Bauten ohne Ausnahme aus einem feinen, hellgrauen Stein bestanden, umschloß ein breiter grüner Gürtel herrlicher Parkanlagen, und jenseits dieses Ringes verloren sich Straßenzüge und Häuser in weiter Ausdehnung langsam ins Freie und Ländliche. Viel besucht und bewundert wurde ein ungeheures Museum, in dessen hundert Sälen, Höfen und Hallen die Geschichte der Stadt von ihrer Entstehung bis zur neuesten Entwicklung dargestellt war. Der erste, ungeheure Vorhof dieser Anlage stellte die Prärie dar, mit wohlgepflegten Pflanzen und Tieren der Prärie und genauen Modellen der frühe-

sten elenden Behausungen, Gassen und Einrichtungen. Da lustwandelte die Jugend der Stadt und betrachtete den Gang ihrer Geschichte, vom Zelt und Bretterschuppen bis zum marmornen Tempel, vom ersten unebenen Schienenpfad bis zum Glanz der großstädtischen Straßen. Und sie lernten daran, von ihren Lehrern geführt und unterwiesen, die herrlichen Gesetze der Entwicklung und des Fortschrittes begreifen, wie aus dem Rohen das Feine, aus dem Tier der Mensch, aus dem Wilden der Gebildete, aus der Not der Ueberflüß, aus der Natur die Kultur entsteht.

Im folgenden Jahrhundert erreichte die Stadt den Höhepunkt ihres Glanzes, der sich nun in reicher Ueppigkeit entfaltete und eilig steigerte, bis eine blutige Revolution der internen Stände dem ein Ziel setzte. Der Pöbel begann damit, viele von den großen Erdölwerken, einige Meilen von der Stadt entfernt, anzuzünden, sodass ein großer Teil des Landes mit Fabriken und Höfen, Dörfern und Niedergesetzten teils verbrannte, teils verödete. Die Stadt selbst erlebte zwar Gemezel und Greuel jeder Art, blieb aber bestehen und erholte sich in nüchternen Jahrzehnten wieder langsam, ohne aber das frühere flotte Leben und Bauen und Gründen je wieder zu vermögen. Es war während ihrer übeln Zeit ein fernes Land jenseits der Meere plötzlich erschlossen worden und aufgeblüht, das lieferte Korn und Eisen, Silber und andere Schätze mit der Fülle eines unterschöpften Bodens, der noch willig hergibt. Das neue Land zog die brachen Kräfte, das Streben und Wünschen der alten Welt gewaltsam an sich, Städte blühten dort über Nacht aus der Erde, Wälder verschwanden, und Wasserfälle wurden gebändigt.

Die schöne Stadt begann langsam zu verarmen. Sie war nicht mehr Herz und Gehirn einer kleinen Welt, nicht mehr Markt und Börse vieler Länder. Sie musste damit zufrieden sein, sich am Leben zu erhalten und im Lärme neuer Zeiten nicht ganz zu erblassen. Die mühsigen Kräfte, soweit sie nicht nach der fernen neuen Welt fortschwanden, hatten nichts mehr zu bauen und zu erobern und wenig mehr zu handeln und zu verdienen. Statt dessen

keimte in dem nun alt gewordenen Kulturboden ein geistiges Leben, es gingen Gelehrte und Künstler von der stillwerdenden Stadt aus, Maler und Dichter. Die Nachkommen derer, die einst auf dem jungen Boden die ersten Häuser erbaut hatten, brachten lächelnd ihre Tage in stiller, später Blüte geistiger Genüsse und Bestrebungen hin, sie malten die wehmütige Pracht alter moosiger Gärten mit verwitternden Statuen und grünen Wassern und sangen in feinen Versen vom fernen Gestümmel der alten heldenhaften Zeit oder vom stillen Träumen müder Menschen in alten Palästen.

Damit klang der Name und Ruhm dieser Stadt noch einmal durch die Welt. Möchten draußen Kriege die Völker erschüttern und große Arbeiten sie beschäftigen, hier wußte man in verstummter Abgeschiedenheit den Glanz versunkener Zeiten fortdämmern, stillle Straßen von Blütenzweigen überhangen, wetterfarbene Fassaden mächtiger Bauwerke über lärmlosen Plätzen träumend, moosbewachsene Brunnenschalen in leiser Musik von spielerischen Wassern überronnen.

Manche Jahrhunderte war die alte träumende Stadt für die jüngere Welt ein ehrwürdiger und geliebter Ort, von Dichtern besungen und von Liebenden besucht. Doch drängte das Leben der Menschheit immer mächtiger nach andern Erdteilen hin. Und in der Stadt selbst begannen die Nachkommen der alten einheimischen Familien auszusterben oder zu verwahrlosen. Es hatte auch die letzte geistige Blüte ihr Ziel längst erreicht, und übrig blieb nur verwesendes Gewebe. Die kleinen Nachbarstädte waren seit längern Zeiten ganz verschwunden, zu stillen Ruinenhaufen geworden, zuweilen von ausländischen Malern und Touristen besucht, zuweilen von Zigeunern und entflohenen Verbrechern bewohnt.

Nach einem Erdbeben, das indessen die Stadt selbst verschonte, war der Lauf des Flusses verschoben und ein Teil des verödenden Landes zu Sumpf, ein anderer dürr geworden. Und von den Bergen her, wo die Reste uralter Steinbrücken und Landhäuser zerbröckelten, stieg der Wald, der alte Wald, langsam herab. Er sah die weite Gegend öde liegen und zog langsam

ein Stück nach dem andern in seinen grünen Kreis, überflog da einen Sumpf mit flüsterndem Grün, dort ein Stein-geröll mit jungem zähem Nadelgehölz.

In der Stadt hausten am Ende keine Bürger mehr, nur noch Gesindel und unholdes, wildes Volk, das in den schiefen, einsinkenden Palästen der Vorzeit Osthach nahm und in den ehemaligen Gärten und Straßen seine magern Ziegen weidete. Auch diese letzte Bevölkerung starb allmählich in Krankheiten und Blödsinn aus, die ganze Landschaft war seit der Ver- sumpfung vom Fieber heimgesucht und der Verlassenheit anheimgefallen.

Die Reste des alten Rathauses, das einst der Stolz seiner Zeit gewesen war, standen immer noch sehr hoch und mächtig, in Liedern aller Sprachen besungen und ein Herd unzähliger Sagen der Nachbarvölker, deren Städte auch längst verwahrlost und deren Kultur verwildert war. In Kinderspukgeschichten und melancholischen Hirtenliedern tauchten entstellt und verzerrt noch die Namen der Stadt und der gewesenen Zeit gespenstisch auf, und Gelehrte ferner Völker, deren Zeit jetzt blühte, kamen selten auf gefährlichen For- schungsreisen in die Trümmerstätte, über

deren Geheimnisse die Schulknaben entfernter Länder sich begierig unterhielten. Es sollten Tore von reinem Gold und Grabmäler voll von Edelsteinen dort sein, und die wilden Hirtenstämme der Gegend sollten aus alten fabelhaften Zeiten her verschollene Reste einer tausendjährigen Zauberkunst bewahren.

Der Wald aber stieg weiter von den Bergen her in die Ebene, Seen und Flüsse entstanden und vergingen, und der Wald rückte vor und ergriff und verhüllte langsam das ganze Land, die Reste der alten Straßenmauern, der Paläste, Tempel, Museen, und Fuchs und Marder, Wolf und Bär bevölkerten die Einöde.

Über einem der gestürzten Paläste, von dem kein Stein mehr am Tage lag, stand eine junge Kiefer, die war vor einem Jahre noch der vorderste Bote und Vorläufer des heranwachsenden Waldes gewesen. Nun aber schaute auch sie schon wieder wohl eine Meile weit auf jungen Wuchs hinaus.

„Es geht vorwärts!“ rief ein Specht, der am Stamm hämmerte, und sah den wachsenden Wald und den herrlichen, grünenden Fortschritt auf Erden freundlich an.

Seine Frau.

Novelle von Lucie Haemig, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Maria-Louise richtete sich aus ihren Kissen auf und starrte mit schlaftrigen Augen in das Licht der elektrischen Stehlampe, die auf ihrem Nachttisch stand. Sie hatte geschlafen und war dann an einem Geräusch wieder aufgewacht. Offenbar war es das Signal des letzten einfahrenden Zuges gewesen, das sie gehört hatte. Jetzt war es wieder ganz still. Der Schnee, der draußen lag, dämpfte jeden Laut von der Straße her. Es kam sehr oft vor, daß Maria-Louise so mitten in der Nacht aufwachte. Sie las dann zuweilen ein wenig oder, wenn sie gar keinen Schlaf mehr finden konnte, hüllte sie sich in ihre Bettdecke ein und huschte zu ihren zwei kleinen Mädchen hinüber. Die schliefen immer so fest, daß man sie ungestört im Schlaf betrachten konnte. Ja, man brauchte sich selbst kein Gewissen

daraus zu machen, sie im Schlaf zu küssen.

Maria-Louise wandte jetzt den Kopf und sah nach dem Fenster hinüber. Sie fand es so heiß im Zimmer, und doch stand der obere Flügel offen. Auch fühlte sie plötzlich, daß sie Herzschlag hatte. Aber das war wohl alles nur Einbildung. Siril konnte doch unmöglich mit diesem letzten Zug angelommen sein. Der Vortrag hatte bis um acht Uhr gedauert, und nachher war das Diner beim Konsul gewesen. Da war es beinahe ausgeschlossen, daß er heute noch kam. Wenn er aber trotzdem kommen sollte? Tat sie da nicht besser, wach zu bleiben ... Sie erinnerte sich jetzt, daß er bei seinem Weggang so erfrischt gewesen war. Vielleicht tat ihm jetzt ein heizer Tee gut. Auch hatte sie eine solche Abneigung gegen Begrüßungen am Frühstückstisch. Gewöhnlich waren